

## berliner szenen

## Eine L-förmige Rettung

Als ich neulich mit zwei schweren Einkaufstüten in den Fahrstuhl stieg, passierte mir das, was vermutlich irgendwann passieren musste: Aus einer hektischen Bewegung heraus ließ ich meinen Schlüsselbund fallen. Er landete genau im Schlitz, fiel in den Schacht. Fassungslos blieb ich einige Sekunden stehen. Wieso habe ich nicht schnell genug reagiert? Wie in Zeitlupe hatte ich den Schlüssel dabei beobachtet, wie er in den Schlitz glitt. Weshalb musste es mir gerade jetzt passieren, wo ich es so eilig hatte? Ich blickte in den Schacht, sah nur Dunkelheit, keinen Schlüssel, nahm statt des Aufzugs lieber die Treppe und klingelte bei meinen Nachbarn, in der Hoffnung, sie könnten mir den Ersatzschlüssel geben, den ich bei ihnen bunkere.

Zum Glück machten sie die Tür auf und nahmen mich verschwörerisch mit in ihre Wohnung. Dort erzählten sie mir, dass ihrer Tochter vor zwei, drei Jahren genau das Gleiche passiert wäre und sie sich daraufhin Tipps von anderen Nachbarn geholt, eine Konstruktion gebaut und mit deren Hilfe den Schlüssel aus dem Schacht herausbekommen hätten. Gespannt bis skeptisch sah ich meinem Nachbarn zu, wie er einen Zollstock zu einem „L“ formte und an dessen Ende einen Magneten befestigte. Mit dieser Konstruktion und einer Taschenlampe liefen wir zum Aufzug. Dort ortete mein Nachbar erst meinen Schlüssel mit der Taschenlampe, bewegte dann das L-förmige Metermaß nach unten in den etwa einen Meter tiefen Schacht. Tatsächlich: Beim zweiten Anlauf griff der Magnet und mein Schlüssel tauchte wieder auf.

„Vielen, vielen Dank“, rief ich, konnte mein Glück kaum fassen. Da das Licht im Fahrstuhl gerade nicht funktionierte, fuhren wir nach erfolgreicher Mission gemeinsam im Licht der Taschenlampe nach oben. Mein Tag war gerettet.

Eva Müller-Foell

## verweis

## Ein Schweden-Doppel

„Die Grenze zwischen lächerlich und tragisch ist sehr schmal, wenn es um Ausdruck geht.“ Mit diesen Worten zitiert das Staatsballett Berlin den schwedischen Choreografen Mats Ek, dessen Stück „A Sort of“ heute vom Staatsballett aufgeführt wird. Ek richtet darin den Blick auf das Innere, alltägliche Gesten und intime Momente. Auf das Äußere schaut dagegen Alexander Ekman, ebenfalls Choreograf aus Schweden und Schüler des älteren Ek. In „Kakti“ treten Kakteen prominent in Erscheinung und Exzesse des Kunstbetriebs werden kariert. Zusammen bilden beide Stücke den Doppelabend „Ek/Ekman“, der heute Premiere in der Deutschen Oper Berlin hat.

Portrait of a man with a dog, oil on unprimed linen, 2022  
Foto: Hans Georg Gaul



## Der passende Begleiter

Von Hunden, die glücklich machen, kann man schöne Fantasien entwickeln zu den Bildern von Josip Novosel in der Galerie Noah Klink

Von Jan Feddersen

Josip Novosel ist ein Künstler, der, in Kroatien geboren und in München aufgewachsen, sich während seines Studiums der Fotografie in Wien früh entschlossen haben muss, es nicht allein bei der Lichtbildnerie zu belassen. In der Galerie Noah Klink, gelegen im einst ultrahippen Kiez rund um die Yorckstraße, sind nun Bilder aus dem jüngsten Schaffen Novosels zu sehen: Männer mit ihren Hunden beziehungsweise schwule Männer mit ihren Hunden.

Novosel, bei der Vorbesichtigung schon morgens zugegen, erläutert seine meist großflächigen, teilweise grellfarbigen Bilder. Es seien Männer, wie er sie in seiner Hood antraf, dem legendären Viertel rund um den Nollendorfplatz, die für sich einen Hund als nichteheliches Gegenüber anschafften, ihn mit durchs Leben führten, vielleicht sogar aus Gründen, so mutmaßt er, „männlichen Machtstrebens“. Hunde, so sagt Novosel, seien die idealen Begleiter homosexueller Männer, die auf Ehe für alle oder für andere heteronormative Framings keine

Lust verspüren, sondern lieber ein Leben ohne „Beziehung“, also engere Partnerschaft, führen.

Novosel, ein freundlicher Mann, der in Wien schon wusste, „ich muss nach Berlin“ und damit nicht ganz untypisch ist für die Crowd der Künstler und Künstlerinnen, die in ihren Biografien Berlin inzwischen so gern verzeichnet sehen wie früher ihre künstlerischen Vorfahren New York, Paris oder London: A place to be. Der Maler, der die Fotografie erlernte mit akademischem Abschluss, hat sich also vorgenommen, das Sujet des „Hundes“ als Begleiter des männlichen Menschen anschaulich auf die Leinwand zu bringen. Da sieht man einen Jogger mit markant haarigen Beinen, den ein Hund begleitet. Gleich am Eingang sieht man ein Cabrio, dessen gleißende Scheinwerfer in den Blick springen, neben dem Fahrer ein Hund, cool in der Pose, wartend offenbar auf weitere Eindrücke während der Fahrt.

„The Good Boi“ heißt seine Ausstellung, ein guter Junge, durch einen Buchstaben leicht im formulierten Selbstbild verfremdet. Man sieht, so Novosel, vor allem viele Mischlinge, solche viel mehr als, wie es in der Hundelehre genannt wird, reinrassige Hunde. Einen Mops etwa. Die Männer, die der Maler ohne konkrete Vorbilder, etwa konkret existierende Freunde, zur Abbildung brachte, sind allesamt im nicht mehr jugendlichen Alter, eher so, das sagt er selbst, „zwischen 30 und 50“, also erwachsene Menschen, die die ersten Stürme hinter sich haben, weitere dieser Stürme wünschen, aber allmählich an Sesshaftwerdung denken, an Ruhe und Sortiertheit, zu der, so der Maler, gewiss auch „Autos“, „Wohnungen“ und „schicke Interieurs“ zählen – und mehr und mehr, eben, Hunde.

„Schwule wollen nicht schwul sein“, sagt er, sie seien „spießig“ in ihrer Eingerichtetheit, sie sind „good boys“, „so lieb und verspielt wie ein Schäferhund“. Sei's drum, ist natürlich respektabel, sich die schwule Nollendorfcrowd als sediert und desinteressiert an den großen Fragen der Heteronormativität vorzustellen. Indes: Was vielleicht fehlt, ist nicht der nichthomosexuelle Aspekt. Also die Blindheit gegenüber Hundehalter\*innen, die dem homosexuellen Begeh-

ren in den ersten Ermüdungsphasen des Lebens nicht anhängen, aber doch nicht weniger Hundeliebende sind.

Wer kein Herz hat, wird nie verstehen, warum Hun-



Anzeige

deeln (teile) mit ihren Pfiffis & Flockis traut reden, wie ein lang gekanntes und immer noch geliebtes Gespons. Was aber vielleicht zwar nicht fehlt – Künstlertum ist ja keine Wunschlotterie, die von außen bestimmt werden kann –, aber doch ein wenig vermisst werden kann, wäre so etwas wie Humor. Hunde sind doch die besseren Kinder, jeder und jede

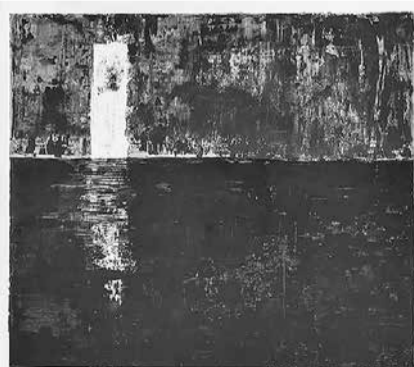
weiß das. Und Hunde in Ehen, auch homosexuell gehaltenen, sind doch die Liebesobjekte, die Glutherde der sogenannten Triangulierung: Man redet zu zweit über ein innig geherztes Haustierwesen, meint aber in allem sich und den beziehungsweise die andere\*n immer mit.

Vielleicht war Novosel in einer etwas melancholischen Stimmung, als er zu seinen schönen, wirklich deutlich kolorierten (dieses sattwarme Sonnen-gelb: sehr schnörkellos intensiv) Bildern nicht in eine Atmosphäre der liebenden Gelassenheit gelangte: Hunde können doch nichts dafür, dass ohne sie ein Leben weniger unterhaltsam wäre, einsamer und langweiliger. Mit anderen Worten: Unmittelbar fantasiert man beim Blick auf all diese Bilder, wie es wäre, erführen diese Hunde, wie glücklich sie ihre Halter, auch die homosexuellen, machen können. Hin und wieder sieht man dies auch in sonniger Bilderaura.

**The Good Boi. Josip Novosel.** Galerie Noah Klink, Eröffnung 17. Februar, bis 26. März, Do. bis So., 18 bis 22 Uhr, Kulmer Straße 17, 10783 Berlin

## Gefrorenes Bewegtbild

Der polnische Filmemacher Jerzy Skolimowski, der zuletzt das Leben eines Esels in Bilder setzte, ist auch ein Maler. In Berlin wird er jetzt gleich zwei Mal ausgestellt



Film noir auf Leinwand? Foto: Jerzy Skolimowski

Von Jenni Zylka

Am Anfang des künstlerischen Prozesses stehen Filmregisseur:innen wie Male:innen vor dem gleichen Problem: Eine weiße Leinwand ist leer. Und muss gefüllt werden.

Der 84-jährige Filmemacher Jerzy Skolimowski studierte in den 60er Jahren Regie an der renommierten Filmschule von Łódź. Dort freundete er sich mit Roman Polanski an, traf Andrzej Wajda, und entwickelte seine persönliche, bit-

tersüße, polnische Version der Nouvelle Vague – in von Jazz unterlegten, schwarz-weißen, luftigen Szenen voller zweifelnder Jugendlicher und pikaresker Träume. In den 60ern verließ Skolimowski das fromme, engstirnige Heimatland für eine Weile, sein 1966 in Belgien entstandener Film „Le Départ“ wurde 1967 bei der Berlinale mit dem Goldenen Bären ausgezeichnet.

Gerade ist Skolimowskis „EO“ für einen Oscar als „Bester fremdsprachiger Film“ nominiert – „fremdsprachig“ trifft es recht gut: Es geht um einen Esel; es ist der unergründliche Blick des Tieres, dem das Publikum in diesem anderthalbstündigen, (nur für das Langohr) qualvollen, faszinierenden Trip folgt. Skolimowskis Neuerfindung eines Robert-Bresson-Werks kippt zuweilen lustvoll ins Abstrakte, auf der Kinoleinwand verwischen Zeit, Raum, Tier und Pflanze. Vielleicht hatte der Esel auch nur ein paar vergorene Äpfel gemampft.

Aber die abstrakte Verbindung zwischen Wesen- und Menschenwelt findet sich auf Skolimowskis Gemälden, die der Künstler ab heute in der Nüüd-Galerie in Mitte und im Polnischen Institut Berlin ausstellt, wieder: Auf 30 meist in Grauschattierungen gehaltenen, bis

zu drei Quadratmetern großen Bildern, die ersten stammen aus den 90er Jahren. Eines der prägnantesten ist das – nach Aussage des Kurators Marcin Fedisz – Lieblingsbild des Regisseurs und Malers Julian Schnabel. Es zeigt einen Baum aus schwarzen Farblecken, dessen eleganter Stamm sich im Vordergrund über einen mit Schnee bedeckten Berg reckt – die Assoziation „Fuji“ drängt sich wegen der zarten, an japanische Tuschemalerei erinnernden Astspritzer auf.

Ein handfesteres, ebenso riesiges, in Grautönen gehaltenes Bild heißt tatsächlich „Fuji“ – dort wirken Berg und ein tiefhängender Mond expressionistischer, weniger fernöstlich, stattdessen könnten sie ein gemaltes Hintergrundbild aus George Méliès' „Die Reise zum Mond“ aus dem Jahr 1902 zitieren, einem der ersten Filme der Geschichte.

Immer wieder erahnt man so in Skolimowskis Werken Hinweise zum Bewegtbild, „auf Leinwand gefrorener Film“ nennt Kurator Fedisz dieses Phänomen im Katalogwort. Eine Reihe kleinformatiger, mit einem Lineal gefertigter Malereien ähneln nächtlichen Stadtkulissen, bei denen sich moderne Hochhäuser im schwarzen Wasser spiegeln wie in einem Film-noir-Vorspann – die Gleich-

zeitigkeit von Abstraktion und Konkretisierung bestimmt die Spannung.

Skolimowski male nur, wenn er nicht inszeniere, erzählt der Kurator, und er tue dies vor allem, um nach dem kollektiven, künstlerischen Gemeinschaftsprojekt mal wieder absolute kreative und persönliche Freiheit zu genießen.

Egozentrisch wirken die Bilder dennoch nicht. Stattdessen lassen sie – ebenso wie seine Arbeit für die Kinoleinwand – viel Raum für Interpretationen: Ein 1996 auf Holz entstandenes Ölbild zeigt schwarze, organische Formen auf Rot, über ein weiteres, rot-schwarzes Sprengelbild könnte man beim Rohrschachtest „Vögelchen frisst Salamander“ explizieren. Aber vielleicht ist auch etwas anderes gemeint.

Wie bei anderen malenden (oder fotografierenden) Regisseuren – Schnabel, David Lynch, Herbert Achternbusch, Anton Cobijs – lässt sich Skolimowskis bildende Kunst kaum unabhängig von seinen Filmen betrachten. Und das ist völlig in Ordnung. Es sind eben doch nur verschiedene Methoden, um das Gleiche auszudrücken.

Paintings, 16. bis 25. 2. 2023, Nüüd.Berlin Gallery und Polnisches Institut Berlin